

Predigt zu 1. Mose 1,1-27 im Dialog zwischen Friedrich von Mansberg, Chefdramaturg am Theater Lüneburg, und Regionalbischof Dr. Stephan Schaede im Gottesdienst am Sonntag, 12. Juni 2022, aus Anlass des Musik-Theater-Projekts zu Joseph Haydn „Die Schöpfung“.

Stephan Schaede: Das erlebt diese Kirche nicht alle Tage. Der Altar als Konzentrationsort unserer Gebete und Bitten zu Gott ist verstellt. Irritiert ist der Zugang zu Gott. Eine weiße Wand, eine Tabula rasa. Und in den Raum hineingestellt Gerüste und Scheinwerfer, die baustellenartig neues und anderes Licht in den Kirchraum bringen. Dieses ins Werk gesetzte schräge Licht auf unsere Feiergewohnheiten hier im Raum gibt mir zu denken. Ich frage mich: Was genau war der künstlerische Impuls, so zu verfahren? Ich bin neugierig zu hören. Friedrich von Mansberg hat mir angekündigt, sich heute als Störenfried zu Wort zu melden.

Friedrich von Mansberg: Das bin ich gerne. Denn das ist Theater im positivsten Sinne: störend. Oder sollte ich es besser anders beschreiben? Theater ist dann besonders gut, wenn es die richtigen Fragen stellt. Und nicht versucht, Antworten zu geben. Also Standpunkte in Frage stellen, Überzeugungen ins Wanken bringen, für eine „heilvolle Verwirrung“ sorgen, Spannung erzeugen, darin sehe ich gerne unsere, meine Aufgabe. Es scheint doch alles so klar, so schön, so geordnet, so stabil: dieser unvergleichlich schöne und erhabene Raum, die strahlende Helligkeit der Haydn'schen Musik, die Gewissheiten der Schöpfungsgeschichte: und es war gut. Ach ja? War es das? Ist es das?

Stephan Schaede: Was heißt gut? Sehr gut sogar, meinten jene Menschen, die im babylonischen Exil ausharrten und angesichts des entzogenen gelobten Landes sich auf einen Uranfang Gottes mit der Welt zurückbesannen. Für die war damals schon klar. Ursprünglich schöpferisch sehr gut. Aktuell geschöpft ziemlich auf den Hund gekommen. Und ja: Die Johanniskirche ist strahlend hell. Aber hinter der Leinwand lugt am Chorfenster ein Kreuz hervor, in der Passionszeit eindringlich besungen. In Spannung dazu der Schöpfung ein gutgelauntes Musiktheater zu widmen. Das war ein großartiger Einfall. Ich bin dankbar, dass Joseph Haydn diesen Einfall in die musikalische Tat umgesetzt hat, die Erzengel als Zuschauer und aktive Begleiter des Schöpfungsaktes singend berichten lässt. Wir hören ja gleich Raphael und Uriel.

Friedrich von Mansberg: Naja, es ist und bleibt eine von Menschen erzählte Geschichte. Die beobachtende Perspektive der drei Erzengel ist ein dramaturgischer Kniff. Dahinter aber erzählen Menschen diese Geschichte, wählen aus und setzen Schwerpunkte, interpretieren und deuten. Es geht um

Deutungshoheit. Das Entstehen der Welt wird gedeutet, ein Sinn wird konstruiert. Der Mensch als Schlusspunkt und Krone, als strahlender Held und Gottes Ebenbild? Haydn und sein Textdichter van Swieten schreiben Ende der 18. Jahrhunderts. Hier schwingt die Aufklärung mit neben allem religiösen Empfinden. Der Mensch als Krone! Der Mensch ist zu allem fähig, wenn er aus seiner „Unmündigkeit“ heraustritt!

Stephan Schaede: Zu allem fähig. Leider wahr, zu fast allem fähig. Zu einem aber nicht: Aus nichts etwas zu machen. Und wenn schon von der Deutungshoheit die Rede ist: Deutlich vor der Aufklärung hat der Renaissance-theologe Nicolaus von Kues für die Aufklärung vorgearbeitet und die theologische Frechheit besessen zu behaupten, Menschen könnten schöpferisch tätig sein. Die sich als zweite Schöpfer verstehenden Menschen laufen aber Gefahr, alle anderen Geschöpfe zunehmend zum Material ihres bloßen Wirkens herabzuwürdigen. Unsere Kreativität ist jedoch maximal eine, die aus einem Stoff, der schon da ist, umbaut, anbaut, verbaut, zerbaut und im besten Falle aufbaut. Schöpfung aber, das ist das einmalige Ereignis, in dem Gott erstmals theatralisch wurde und theatralisch bleibt, damit überhaupt etwas im Dasein gehalten wird. Das hat Friedrich Schleiermacher rund 50 Jahre nach Haydn knapp und klar gefasst und gemeint: Die Schöpfung müsse als Kunstwerk Gottes begriffen werden. Gott den Künstler mit Kunstformen in der Kirche zu reflektieren, trifft diesen Nerv der Schöpfungs-idee.

Friedrich von Mansberg: Ich bleibe dabei: Wir Menschen erzählen uns diese Geschichte, um sie uns zu eigen zu machen. Wir brauchen und suchen Sinn, wir können unsere Existenz nicht dem Zufall oder schlimmer noch der Sinnlosigkeit überlassen. Wir brauchen Geschichten, um uns in unserer Existenz, unserer Welt zurecht finden zu können. Um beidem mit Zuversicht begegnen zu können. Um handlungsfähig zu bleiben oder zu werden.

Stephan Schaede: Und ich dachte immer, Kunst lebt vom inszenierten Zufall. Ich hab mal ein Interview mit einem Schauspieler der Shakespearecompany gesehen, der meinte. Er könne in die Rolle des Macbeth nur reingehen, wenn er am Beginn der Aufführung nicht wisse, dass er am Ende untergeht. Zufälle sind für mich das Salz in der Suppe des Lebens, der Schöpfung. Die Geschichte des Kosmos ist für mich eine Geschichte unendlicher Zufälle. Da war ich mir mit Jürgen Ehlers, dem Gründungsdirektors des Max-Planck-Institutes für Gravitationsphysik in Potsdam-Golm sehr einig, der als Physiker und protestantischer Agnostiker die Zeit nah an den Urknall und spekulativ vor dem Urknall erforscht. Mit Gründen legte er dar, dass vor dem Urknall eine andere Phase einer

fortwährenden Ausdehnung des Alls gelegen habe, und folglich vor dem Urknall ein anderer Urknall mit hochkontingenten Allausdehnungsszenarien lag und womöglich so ins unendliche fort. Ich hätte ihm stundenlang zuhören können. Aber auf die entscheidende metaphysische Frage: Warum überhaupt etwas und nicht nichts ist, hat er keine Antwort geben können.

Das ist für mich der freche Clou der Schöpfungsgeschichte der Bibel. Sie wagt eine Antwort darauf in Gott zu finden. Gott der unverfügbare Urgrund allen Seins macht sich ans Werk und initiiert aus dem Nichts einen Kosmos.

Raphael: (Erster Teil 6.) (Nach Trennung von Erde und Meer)

Rollend in schäumenden Wellen
Bewegt sich ungestüm das Meer.
Hügel und Felsen erscheinen.
Der Berge Gipfel steigt empor.
Die Fläche, weit gedehnt,
Durchläuft der breite Strom.
In mancher Krümme
Leise rauschend gleitet fort
Im Tal der helle Bach.

Friedrich von Mansberg: Tolle Musik, farbenreich und expressiv. Aber auch in sich wohl geordnet. In dieser Musik gibt es nun bestimmt keine Zufälle. Musikalisch gehört Haydn in die Welt der Klassik. Proportion und Ordnung, Maß und Mitte. Objektivität. Helligkeit und Schönheit. Und die Zeit der Romantik schaut doch schon um die Ecke, in der Überhöhung des Natürlichen, die Begeisterung für das Urtümliche, die beginnende Flucht in die unberührte Idylle.

Stephan Schaede

Eine schöne Idylle, die in der Arie geschildert wird. Eine Welt noch frei von Lebewesen, von Leben. Und alles in feinsten Bewegung unterwegs. Als ob Gott durch die Naturkräfte und Naturformationen hindurch spricht: Berge steigen empor, Flächen flätzen und dehnen sich wie an einem Sonntagmorgen beim Ausschlafen, der breite Strom wird zum Dauerläufer. Der Bach hingegen ist als unaufdringlicher Zeitgenosse unterwegs. Richtig schön, diese Idylle ohne Menschen und Tiere, die die Arie schildert. Was für die leicht misanthropisch gestimmten Gemüter unter uns, auf deren Lieblingspostkarte steht: „Ich hasse Menschen, Tiere und Pflanzen. Steine sind Okay.“

Friedrich von Mansberg: Das Oratorium beginnt mit der Vorstellung des Chaos. Eine der größten Musiken, die Haydn überhaupt geschrieben hat, jedenfalls für mich. Aber danach, hier und dann immer wieder: Ordnung und Sinn, Harmonie und das menschliche Maß. In diesem kompositorisch wie textlich behaupteten und erzählten Sinn kommt die Welt zur Ruhe und wird begreif- und letztlich beherrschbar, so wie wir auf der Bildebene am Ende beim vertrauten Hasenburger Bach landen...

Stephan Schaede: Überspielt wird die Ambivalenz der Naturgewalten. Die Schöpfungsnatur jenseits der Lebewesen ist unberechenbares Gelände, kann brutal sein. Naturkatastrophen, die auf die Namen Erdbeben und Tsunami und Vulkanausbruch hören. Die machen ganz andere Verben stark als die, die Haydn musikalisch feiert: abstürzen, zermalmen, überfluten, ersticken und verbrennen. Materie vernichtet, was aus Materie gleicher Art lebendig hervorging. Offenbar hat Gott aus dem Nichts keine Naturidylle ins Dasein gerufen.

Friedrich von Mansberg: Genau. Diese „Verharmlosung“ zieht sich durch das Oratorium hindurch. Aber was Sie beschreiben, ist ja eigentlich keine Katastrophe – erst durch unsere moralische Sinnggebung wird es zu einer. Wir regen uns doch kaum auf, wenn in einem Tsunami Tausende Tiere sterben. Bei Menschen ist es etwas ganz anderes. Wobei auch das oft genug davon abhängt, woher ein Mensch kommt oder wie er aussieht... Wir entscheiden über Werthaflichkeiten. Und darüber, was für uns viel mehr ist als bloße Materie. Und die eigentlichen Zerstörer auf dieser Erde, das sind doch sowieso nicht die Naturgewalten. Das sind wir – darauf werden wir nachher noch zu sprechen kommen müssen.

Stephan Schaede: Da gehe ich mit. Die Provokation physischer Übel übersteigt als Kern der Theodizee die Frage: Warum lässt Gott uns Menschen machen, lässt uns zerstörerisch ans Werk gehen? Aber die naturgegebenen Naturübel gibt es auch. Deshalb provoziert mich eine Überlegung des britischen Philosophen John Stuart Mill. Mill meinte, Gott sei ein Schöpfungsstümper. Die Aufgabe der Menschheit sei, ihm verbessernd zur Seite zu springen, das gefährdete Rohgebilde der Erde zu kultivieren ...

Friedrich von Mansberg: Interessanter Gedanke. Aber wenn das stimmt, dann sind wir noch schlechter dran als ich dachte. Vor lauter Selbstüberschätzung können wir doch auch so schon kaum sehen, wozu wir tatsächlich in der Lage sind. Aber ich bleibe einstweilen dabei: Erst unsere ordnenden, einordnenden Gedanken und Setzungen, unsere Suche nach Sinn erzeugen das Dilemma. Ich fürchte, wir müssen uns auf uns selbst

besinnen und werden keinem Gott die Verantwortung in die Schuhe schieben können.

Stephan Schaede: Vielleicht auch keine gute Idee, zu glauben, die Menschheit könnte die Naturgewalten so bändigen, dass sie eindeutig gut werden. Was auf uns zurollt, sind keine nette Wellen, wie bei Haydn. Es ist eine Klimakatastrophe, von uns selbst heraufbeschworen. Wir sollten uns unserer Lebenssache vor Gott nicht zu sicher sein. Hören wir lieber weiter...

Raphael:

Nun scheint in vollem Glanze der Himmel,
nun prangt in ihrem Schmucke die Erde,
die Luft erfüllt das leichte Gefieder.
Die Wasser schwellt der Fische Gewimmel,
Den Boden drückt der Tiere Last.
Doch war noch alles nicht vollbracht.
Dem ganzen fehlte das Geschöpf,
das Gottes Werke dankbar sehn,
des Herren Güte preisen soll.

Friedrich von Mansberg: Hier wird musikalisch der lange Anlauf deutlich, den Haydn und sein Textdichter nehmen. Nach knapp eineinhalb Stunden läuft alles auf den Menschen zu. Musikalisch jedenfalls hervorragend vorbereitet. Und dann noch einmal wiederholt, damit es auch alle mitbekommen. Dieser ganze Schöpfungsakt hat doch erst dann wirklich einen Sinn, wenn jemand da ist, ihn zu erkennen! Verlangsamung, ein musikalisches Anhalten, Innehalten, dann: des Herren Güte dankbar sehen! Und noch einmal wiederholt. Es ist alles am rechten Platz, es ist alles gut so.

Stephan Schaede: Besungen ist diese Verschönerung von Wasser, Luft und Erde durch die Tierwelt wirklich hinreißend. Das ist voll und ganz im biodiversen Trend, dicht dran an der Absicht des biblischen Schöpfungsberichtes, einen Urzustand anzunehmen, in dem die Tierwelt heiter umeinander springt, umeinander fliegt und umeinander plantscht und schwimmt. Dass die lebendigen Geschöpfe übereinander herfallen, kommt später... Eben: Und Gott sah, und siehe, es war gut.

Friedrich von Mansberg: Aber das stimmt ja nicht. Die lebendigen Geschöpfe fallen eben doch von Anfang an übereinander her. Deshalb das Video. Was ist denn nun grausamer: Wie das Löwenrudel das Zebra zerfleischt oder wie die Großwildjagd-Touristen das Zebra erlegen? Wenn Gott sah, dass es gut war, dann ist das, was die Löwen mit dem Zebra

machen, gut. Dass, was wir mit dem Zebra machen, ist es aber nicht. Und was ist der Unterschied? Kommt jetzt das Stichwort vom Ebenbilde Gottes? Wir geben uns moralische Ansprüche, an denen wir regelhaft scheitern. Oder gibt Gott sie uns, weil er uns zu seinem Ebenbilde erschaffen hat?

Stephan Schaede: Ja, am Schluss der Arie saust die anthropozentrische Leidenschaft an den etwas behutsameren Tönen der Schöpfungsgeschichte vorbei. Schon den Psalmen Davids ist wichtig, dass auch Pflanzen und Tiere aktiv Gott begegnen und loben. Dafür musste Gott nicht auf den Menschen als lobpreisenden Sparingspartner warten. Wir haben vorhin die Frage in Psalm 104 gehört: „Wer bereitet den Raben die Speise, wenn seine Jungen zu Gott rufen?“ Da sind die Tiere dicht an die Würde der Menschen herangerückt. Das ist das eine. Das andere ist. Tiere und Menschen fallen für die altisraelischen Dichter aus Babylon erst nach dem Rausschmiss aus dem Paradies übereinander her. Die Zebraszenen schlüsseln die radikalen Unterschiede auf. Brutal sind beide Szenen. Aber es ist ein Unterschied, ob ein Löwe seinen elementaren Hunger stillt, oder ein Mensch aus sicherer Entfernung ein Zebra tötet, um sich in einem Jagdfoto zu verewigen und dessen Fell an die Wand zu hängen. Das alles hat der Aufklärungsenthusiasmus des ausgehenden 18. Jahrhunderts rücksichtslos ignoriert. Biblisch inspiriert ist das nicht.

Uriel:

Mit Würd' und Hoheit angetan.
Mit Schönheit, Stärk und Mut begabt,
gen Himmel aufgerichtet steht der Mensch.
Ein Mann und König der Natur.
Die breit gewölbt' erhabne Stirn.
Verkünd't der Weisheit tiefen Sinn,
und aus dem hellen Blicke strahlt.
Der Geist des Schöpfers Hauch und Ebenbild.
An seinen Busen schmieget sich.
Für ihn, aus ihm geformt,
die Gattin, hold und anmutsvoll.
In froher Unschuld lächelt sie,
des Frühlings reizend Bild,
ihm Liebe, Glück und Wonne zu.

Stephan Schaede: Gen Himmel aufgerichtet ... schön wär's, liebe Gemeinde. Mich erinnert diese Wendung an Christian Morgensterns „Lied vom blonden Korken“. Und das geht so:
Ein blonder Korken spiegelt sich

in einem Lacktablett –
allein er sah‘ sich dennoch nicht,
selbst wenn er Augen hätt‘!

Das macht, dieweil er senkrecht steigt
zu seinem Spiegelbild.
Wenn man ihn freilich seitwärts neigt,
zerfällt, was oben gilt.

Oh Mensch, gesetzt Du spiegelst Dich,
im, sagen wir, im All!
Und senkrecht! – wärest Du dann nicht
ganz in demselben Fall?

Besser lässt sich diese christliche Hurraanthropologie der Haydnarie nicht kommentieren. Der Mensch hat zwar Augen, aber in seiner Hybris, etwas ganz Außerordentliches zu sein, sieht er sich vor lauter aufrechten Spiegelungen nicht selbst, kann sich nicht richtig erkennen. Und das ist der riskante Anfang, sich selbst zu verkennen, im Spannungsfeld von aufrechter Selbstbespiegelung und Ebenbildlichkeit.

Friedrich von Mansberg: Tja, aber auch hier sehe ich zwei Seiten. Denn da hat Haydn ja recht: Der Mensch muss nicht sich erkennen und begreifen in seiner Fehlbarkeit, sondern ebenso in seinen Möglichkeiten. Ziemlich unmittelbar nach der eben gehörten Arie versammeln sich die drei Solist:innen zu einem innigen und echt empfundenen Gebet: „Zu dir o Herr blickt alles auf. Um Speise fleht dich alles an...“ Mal etwas weiter verstanden: Wir brauchen dich als unser Gegenüber, um unsere Kräfte und Möglichkeiten zu entdecken, das Richtige zu tun. Das können wir nämlich. Nur so machen für mich die grausamen Bilder menschlichen Versagens, menschlicher Verrohung, die wir zu der Arie zeigen, Sinn. Weil anschließend dieses Gebet kommt. Also: Wir Menschen als das Ebenbild Gottes, weil wir diese Fähigkeit haben, moralisch zu denken und zu handeln? Oder weil wir am Ende des (sechsten) Tages uns doch selbst Gott sind? Oder auf den Punkt gebracht: Haben wir uns Gott zu unserem Ebenbild geschaffen, um so die moralisch-ethischen Maßstäbe benennen zu können, von denen wir wissen, dass wir andauernd an ihnen scheitern?

Stephan Schaede: Ich habe wegen der anthropologisch gefährlichen Pfade, in die wir uns selbst und die Welt hineingeritten haben, einmal vorgeschlagen, die vollmundige Rede von der Ebenbildlichkeit Gottes unter Naturschutz zu

stellen. Wenigstens mal ein Jahr kirchlichen Schweigens einzulegen zu diesem Thema... Was meint denn Ebenbildlichkeit? Geist von Gottes Geist in uns und deshalb Ebenbild? Ja, der Mensch hat Verstand. Und das ist in Krisenzeiten eine beeindruckende Hilfe. Aber schon Jeremia, der Prophet, hat gewarnt, dass sich der Mensch nicht seiner eigenen Weisheit rühmen solle. Ich denke da nur an die dieser Tage vielzitierten Waffenlieferung, die wir im Ringtausch zur Verfügung stellen, im Ringtausch ... einem Wort, das im Trauritus für den hinreißenden Moment stehen, wo sich das Brautpaar wechselseitig die Ringe ansteckt, um ihr auf die gemeinsame geteilte Lebenszeit angelegtes Treueversprechen zu besiegeln.

Friedrich von Mansberg: Wir fügen übrigens in die Inszenierung eine weitere Figur ein, eigentlich sogar zweifach: die Natur selbst, ohne die menschliche In-Besitznahme. Zwei Tänzerinnen tanzen zwischen den sechs Schöpfungstagen zu vorwiegend elektronischer Musik von Max Richter, SHADOWS, Schatten heißen die Stücke. Und im Laufe der Inszenierung werden sie wie aus dem Bühnenbild herausgedrängt. Der Mensch übernimmt und vertreibt. Und dann ist da ja eigentlich noch der dritte Teil des Oratoriums, den wir nicht zur Aufführung bringen. In dem wird ein einigermaßen verstörendes, sagen wir veraltetes Bild der glücklichen Ehe von Adam und Eva gezeichnet, das in der eben gehörten Tenorarie schon deutlich vernehmbar ist. Inszenatorisch wählen wir ein klares Bild, die Frau sitzt dem Mann buchstäblich zu Füßen. Überhaupt: Heißt Lieben für den Mann doch vor allem Besitzen?

Stephan Schaede: Ja, wie in dieser Arie die Sache mit der Rippe aufgenommen wird und allen Ernstes der Mann als Urbild des Ebenbildes stilisiert wird, an dem sich dann die Frau als reizendes Frühlingbild anzuschmiegen hat... für ihn, aus ihm geformt. Diese unverschämte Hinordnung der Frau zum Mann... Eine erstklassige Frechheit ist das, die menscheitsgeschichtliche Tradition hat. Aus dem männlichen Defizit, über eine Rippe weniger zu besitzen, wurde die Mär gezaubert, die Frau sei aus der Seite des schlafenden Mannes schöpferisch herausgekrochen. Dabei müssen wir Männer uns damit abfinden, bei aller scheinbaren physischen Überlegenheit das schwächere Geschlecht zu sein. Ich erinnere mich noch gut, wie sehr ich meine älteren Schwestern beneidet habe, als sie mir, ich war damals in der Grundschule, erklärten, dass das Lebensalter von Männern regelmäßig unter dem von Frauen liege, der Herzmuskel von Männern ab 40 Jahren schon abbaut.

Friedrich von Mansberg: Nun mal nicht in Selbstmitleid verfallen. In einer anderen Diskussion würde ich vielleicht anfügen, dass es längst an der Zeit ist, über die Vorstellung von zwei definierten Geschlechtern

hinwegzukommen. Ein anderes Mal. Mir ist noch wichtig, bei aller Kritik, bei allen Versuchen, mit den Mitteln des Theaters bohrende, unangenehme Fragen aufzuwerfen und Standpunkte zu erschüttern, bevor der Beton vermeintlicher Gewissheiten allzu hart wird – was zu diesem Werk von Joseph Haydn unverbrüchlich dazugehört, ist der Optimismus. Ein Optimismus aus Frömmigkeit wie aus aufklärerischem Denken. Haydn war viel unterwegs in den Jahren der Entstehung der SCHÖPFUNG, viel in London unter anderem. Er wusste, was gedacht wurde in dieser Zeit, wenn vielleicht auch sein Appell an die Menschen nicht so umfassend und „radikal“ ist, wie der von Mozart (In der ZAUBERFLÖTE heißt es: „Mann und Weib und Weib und Mann reichen an die Gottheit an.“ – die „Göttlichkeit“ des Menschen liegt in der gleichberechtigten Gemeinschaft!!!). Kunst kann uns – dann – wie kirchliches Erleben? – zum Handeln stärken und bewegen. Das wäre doch was.

Stephan Schaede: An die Gottheit heranreichen? Lieber nicht! Lieber Gott Gott sein lassen, und selbst Mensch bleiben. Ich setze darauf, dass Gott mit uns Tag für Tag etwas vorhat, mit uns auf Leben aus ist, und so über uns und mit uns im Bilde ist. Martin Luther hat einmal gemeint, dass ein Mensch nicht aus sich selbst heraus gut und schön ist. Erst, wenn Gott ihn ansehe, dann werde der Mensch gut und schön, weil ihn Gott mit den Augen der Liebe anblicke. „Wenn Du mich anblickst, werd ich schön“, wird später die Dichterin Gabriela Mistral ganz weltlich dichten. Kunst kann diese ästhetische Kraft in Bewegung setzen, die unser Leben umgreift. Vor allen Zeiten ist Gott da und blickt in dunklen und hellen Phasen seine Schöpfung. Umfängen von seinen Blick entstehen positive Resonanzen, Gesänge, aufregende Echolalien von Würde, die uns dazu bewegen, so zu handeln, dass es uns und unserer Welt gut tut. Amen.